

Verlag Bibliothek der Provinz

Alphons Lhotsky
DAS PROBLEM DES
ÖSTERREICHISCHEN MENSCHEN

Rede

Alphons Lhotsky
DAS PROBLEM DES ÖSTERREICHISCHEN MENSCHEN
Rede

herausgegeben von Christian Hantschk

lektoriert von Axel Ruoff

ISBN 978-3-99028-649-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Coveabbildung: Der »Grotesktänzer« Johann Nestroy

DAS PROBLEM DES ÖSTERREICHISCHEN MENSCHEN

Hochwürdige Herren, meine sehr verehrten Damen und Herren! Als ich mit Herrn Prof. Scheidl das Programm unserer traditionellen österlichen Zusammenkunft entwarf, da drängte sich mir der Gedanke auf, das sei doch eigentlich die rechte Gelegenheit, das immerhin etwas heiße Eisen des viel berufenen, behaupteten, geleugneten, verhöhnten österreichischen Menschen anzugreifen. Wir setzten also dieses Thema an den Schluss der Veranstaltung. Nie wieder werde ich so leichtfertig Vorschläge machen, weil sie einem wie ein Bumerang auf den fürwitzigen Kopf zurückfallen können. Man machte mir dann aber beredt klar, dass nur ein alter Österreicher diese Aufgabe bewältigen könne, denn ein junger müsse wohl aus Quellen schöpfen, na, und was das heißt, wissen wir Historiker, obwohl wir es nie ganz eingestehen. Ein Alter braucht keine Quellen, denn er ist ja selber eine. Da ich nicht leugnen konnte, diese wichtigste Voraussetzung zu erfüllen, so stimmte ich schließlich zu.

Sehr bald aber sah ich ein, wie bedenklich das war. Ich sah mich in ein Labyrinth verwirrender und verwickelter Gedankengänge gelockt und konnte nur noch in einer verhältnismäßig rohen Skizze versuchen, Dinge leidlich vorzuordnen, deren gründliche Behandlung auf zwanzig Schreibseiten völlig unmöglich ist. Ist es an sich schon misslich, einen Gegenstand aufgreifen zu müssen, der nicht so sehr von den zünftigen Historikern und Fachkollegen, die ihm nach Tunlichkeit auszuweichen pflegen, als von Literaten, im weitesten Sinn des Wortes genommen, behandelt

wird, gelegentlich auch von Politikern, so erwies es sich noch viel schwerer, eine richtige Auswahl aus dem Material zu treffen. Eine Auswahl, der übrigens notwendig ein gewisses subjektives Element zum Nachteil gereichen muss.

Ich möchte daher eingangs ganz schüchtern von dem uralten rhetorischen Kunstmittel der *captatio benevolentiae* Gebrauch machen. Machen Sie's gnädig mit dieser verspäteten literarischen Jugendsünde. Haben sich doch schon ganz andere Leute als ich am Gegenstand dieser Stunde, wie man so zu sagen pflegt, die Zähne ausgebissen. Das hat seinen guten Grund. Ein Grund, der nach meiner Überzeugung und nach meinem Gewissen dazu führen wird, dass ich auch einiges Unbequeme zu sagen haben werde, das mit dem offiziellen Phrasenschatz nicht übereinstimmt. Und es geht mir, und hoffentlich auch Ihnen, keineswegs um eine vaterländische Erbauungsstunde mit politischen Exerzitien, es handelt sich auch nicht einmal um Herz und Gemüt, die wir für eine Stunde kaltblütig ausschalten wollen und müssen, und wenn auch schon Aristoteles der Poesie einen Rang weit über aller Historie eingeräumt hat, so wissen wir in der Ausübung unseres Berufes mit Ambrosia nicht viel anzufangen, sondern wir verlangen das derbe Hausbrot der Tatsachen. Ich muss also so ungalant sein, vor aller Augen das blitzende Besteck historischer Sezierkunst hervorzuziehen und einmal zu erproben, was es zu leisten vermöge.

Orientieren wir uns zunächst einmal über die Ahnen des Begriffes »österreichischer Mensch«. Als die Geschichte als eine Disziplin anfang, wissenschaftlich zu werden, es wenigstens zu wollen, hielt sie es für ebenso nötig wie vornehm, sich auch eine

abstrahierende Formelsprache zurechtzulegen. Wie wollte man denn auch anders zum Beispiel die Vielfalt menschlicher Individuen innerhalb einer bestimmten Kulturepoche dermaßen unter einen Begriffe subsumieren, dass man ihre wirklichen oder vermeintlichen gemeinsamen Kennzeichen nicht jedes Mal aufs Neue aufsagen musste? Mit einem Wort, man konstruierte Typen und begann nun, mit diesen Typen zu rechnen. Wie gewagt das ist, werden Sie sofort einsehen, wenn ich bloß darauf hinweise, dass allein schon der irgendwie determinierte Begriff »Mensch«, insoferne damit eine Art Normalindividuum gemeint sei, dessen hauptsächlichste Eigenschaft in jedem Falle zutreffen müsse, ein großes Wagnis ist. Klapperschlangen oder Tulpen mag man auf diese Weise klassifizieren und betrachten, aber Menschen? Wir wollen dennoch nicht kleinlich sein und gerne zugeben, dass man wirklich Hilfskonstruktionen braucht, um in der Kenntnis und Erkenntnis weiterzukommen.

In der neueren Historiographie wird jedenfalls bereits recht verschwenderisch mit solchen Formeln gearbeitet. Man spricht, als würde es sich um eine Selbstverständlichkeit handeln, als ob damit wirklich etwas ausgesagt werde vom »antiken Menschen«, ohne zu sagen, welchen antiken Menschen man meint.

Schon Burckhardt hat in seiner griechischen Kulturgeschichte sehr feinfühlig einen heroischen, einen kolonialen, einen agonalen usw. bis zum hellenistischen Menschen unterschieden, dessen Begriff übrigens schon Gustav Droysen entwickelt hatte, und dabei ist noch gar nicht der Römer der Republik, des Prinzipates, des Dominates usw. erfasst. Und als derselbe Burckhardt den Typus des »Renaissancemenschen« zu umreißen suchte, da musste er diesem

notwendig den mittelalterlichen Menschen gegenüberstellen, mit dem seither so viel Unfug getrieben worden ist. Bibliotheken wurden über diese Typen geschrieben, ohne dass wir im Grunde bis heute irgendetwas auch nur von ferne wirklich definieren könnten, denn kaum glaubt man einen Wesenszug als echtes Spezifikum erhascht zu haben, dann wird einem sofort nachgewiesen, dass es den schon viel früher und anderswo auch gegeben habe, und Burckhardt selbst ist – wie Professor Keggi in Basel nachgewiesen hat, im Alter am Hauptkennzeichen seines »Renaissancemenschen«, dem Individualismus, irre geworden. »I glaub' nimmer recht dran!«, soll er gesagt haben. Freilich war Burckhardt der einzige, der es gewagt hat, ganz bestimmte Individuen als Repräsentanten und Normalmenschen der von ihm gemeinten Kulturphysiognomie zu bezeichnen: auf literarischem Gebiet Äneas Silvius Piccolomini, auf künstlerischem Raphael. Seither spricht man aber ganz ungeniert von einem Menschen des Barock, der Aufklärung oder des Biedermeier usw., als ob sich das, wie gesagt, von selbst versteht.

Merkwürdigerweise hat man bisher nur in seltenen Fällen solche Typisierungsversuche im nationalen Bereiche riskiert. Schwerlich spricht jemand vom französischen, englischen, spanischen Menschen, allenfalls von der slawischen Seele, oder innerhalb einer noch nicht allzu lange versunkenen Epoche hat man zuweilen den Ausdruck »deutscher Mensch« gehört. Der »österreichische« steht in dieser Hinsicht heute so ziemlich allein. Allem Anschein nach ist er ein verhältnismäßig sehr junges Gebilde. Soweit ich mich besinnen kann, war er in der letzten Zeit der Monarchie zumindest noch kein Schlagwort. Lite-

rarische Prioritätsforschung anzustellen, unterlasse ich begrifflicherweise. Mir scheint aber doch, dass der österreichische Mensch überhaupt erst ein Produkt der Rückschau ist, geprägt von der Generation, die nach dem Ersten Weltkrieg das Wrack des alten Staates langsam am Horizont entschwinden sah und sich jetzt erst daran erinnerte, wie einem darauf zumute war, als es noch eine europäische Großmacht darstellte. Zu dieser Generation gehörte Anton Wildgans, kein Historiker, sondern ein Dichter, nebstbei Jurist, österreichischer Beamter, im Jahre 1930 auf 1931 Direktor des Burgtheaters. Im Herbst 1929 hat er seine allbekannte »Rede über Österreich« verfasst, um sie in Stockholm zu rezitieren, in Anwesenheit des Königs, der hauptstädtischen Gesellschaft. Allein dazu kam es nicht. Wildgans erkrankte auf der Reise, und schließlich wurde der Text von ihm selbst am Neujahrstage 1930 vorgetragen. Ich entsinne mich noch recht gut des tiefen Eindrucks, den die Rede – durch Radio Wien vermittelt – damals auf mich machte. Die Stimme Wildgans' und die des zwei Jahre zuvor in Wien zur Beethoven-Feier anwesenden Pietro Mascagni sind mir bis heute nachzitternde Erlebnisse geworden. Von anderen kann ich das weniger behaupten. Die Rede ist in dem Jahre 1945 auf 1946 häufiger deklamiert worden, als ihr meines Erachtens gutgetan hat.

Und in den letzten Jahren hat man sie wohl nur noch selten anhören können. Wir werden später sehen, dass sie keineswegs die Wiege des Begriffes »österreichischer Mensch« gewesen ist. Doch dieser wurde erst durch sie zu einem fortan nicht mehr ohne Weiteres zu übersehenden Begriff, der, bald sogar, leider zu einem Schlagwort ausartete. Er ist, nach Wildgans,

von Wien aus geprägt worden, wo vor allem die Gelegenheit bestand, Mitbürger anderer Nationalitäten nicht nur vom Hörensagen, sondern im persönlichen Umgang kennen- und ihre Eigenart schätzen zu lernen, und demnach gehörte – wie Wildgans meinte – Psychologie, das heißt Einfühlungsvermögen, zu den fundamentalen Qualitäten seines österreichischen Menschen. Nur am Rande möchte ich gleich jetzt dazu bemerken, dass dabei die noch viel größere Schule angewandter Psychologie, die Armee, übersehen worden ist.

Als zweites Signum meinte Wildgans, das Dienen an einer Idee bezeichnen zu sollen, das heißt, an der Idee Österreichs, das – wie er sagte – in einem sublimeren Sinne, ich zitiere: »als es je der Staat schon an sich ist, etwas Begriffliches war«; nämlich – ich zitiere wieder: »der verdinglichste Herrschaftsgedanke seiner Dynastie, und im Übrigen bloß ein Konglomerat von vielen verschiedenen Heimaten, aus denen sich der Begriff des gemeinsamen Vaterlandes nur durch einen komplizierten Denkprozess ergab«. Man sieht aus dieser Formulierung gut, dass neben dem schauenden Dichter auch der präzise Jurist ein Wort zu sagen hatte. Doch die dritte Eigenschaft hat einfach der Mensch Wildgans erlebt, das österreichische Dulderum, das Elend, das Leiden der Nachkriegszeit.

Sicherlich kann aus diesen drei Elementen gedanklich der Umriss eines Persönlichkeits- und Charakterbildes geformt werden, in wesentlichen Punkten, das für eine sehr große Zahl existierender, in ihrer Zeit existierender Individuen wirklich gegolten hat.

Und insoferne ist dieser österreichische Mensch zwar eine Abstraktion, aber keineswegs eine Erfindung oder ein Phantom; und insoferne kann, ja muss

er sogar auch Gegenstand der Überlegung des Historikers sein, und dieser fragt notwendig nach dem ursächlichen Zusammenhang, nach der Entstehung dieses geschichtlichen Phänomens. Ehe es zur Ausbildung eines österreichischen Menschen, so wie er in der Rede entgegentritt, kommen konnte, musste es Österreich gegeben haben. Das klingt auf das erste Hinhören wie eine bedenkliche Platitude oder Verleitung zu einer sophistischen Fangfrage, ist es aber nicht. Es ist ja immerhin denkbar, dass jener österreichische Mensch, das heißt ein Menschentyp der geschilderten Art, schon vorher vorhanden und ausgeprägt war, dass er erst Österreich geschaffen habe, und in diesem Falle müssten wir ihn allerdings bei den Tauriskern und Norikern suchen. Und wir alle wissen, dass in der Tat auch solche Versuche schon unternommen worden sind. Sie sind ohne Zweifel abzulehnen, denn Geschichte darf man nicht konstruieren, sondern rekonstruieren. Der Name Österreichs kommt bekanntlich schon im 10. Jahrhundert vor. Wer strenger denkt, mag erst von 1156 an die Existenz eines staatsrechtlichen Korrelates zu diesem Namen sehen wollen, allein das Österreich, das wir heute in dieser Stunde brauchen, um den österreichischen Menschen geschichtlich fassen und damit seine Qualitäten erklären zu können, dieses Österreich hat es noch lange nicht gegeben. Ein Steirer, Kärntner, Tiroler würde im späten Mittelalter, ja noch bis in die frühe Neuzeit hinein mit einigem Befremden reagiert haben, wenn man ihn rundweg als »Österreicher« bezeichnet hätte. Die Länder gehörten allerdings zur Herrschaft von Österreich, zum »Dominium Austriae« oder zum »Hause Österreich« – wie man es nannte –, das bestritt niemand.

Doch so nahe war man einander doch noch nicht gekommen, trotz Türkennot und steuerlicher Widerstandsgemeinschaft, dass man das landschaftliche Bewusstsein einem Staatsgedanken untergeordnet hätte. Die Bedingung dafür hat erst der Absolutismus geschaffen. Erst musste in Böhmen und damit in den alten Erbländern der ständische Widerstand niedrigerungen, musste Ungarn den Osmanen entrisen werden. Darin liegt die enorme Wichtigkeit der Epoche von 1620 bis 1686. Jetzt konnte eine Tendenz, die schon zu Zeiten Ferdinands I. wahrnehmbar ist, stärker hervortreten, nämlich die Begünstigung der Wechselheiraten innerhalb des Adels der drei Ländergruppen, was praktisch, bei konsequenter Erfüllung, zur Entstehung eines übernationalen und in diesem Sinne »Haus Österreichischen« Gesamtadels geführt haben würde, im beschränkten Sinne auch wirklich geführt hat. Eine andere Entwicklung, die damit parallel lief, darf nicht übersehen werden. Schon im Spätmittelalter hatten die Herren der innerösterreichischen Ländergruppe, Steiermark, Kärnten, Krain, ihre brüderliche Zusammengehörigkeit nicht nur grundsätzlich konstatiert, sondern auch dadurch bewiesen, dass man wechselseitig einander das Indigenat im Nachbarland erteilte.

Nach 1526 kam es dank der unvermeidlichen zentralen Funktion des Wiener Hofes zur Indigenats- oder Inkolatserteilung auch innerhalb des Adels der neu hinzugekommenen Königreiche und Länder. Sehr wesentlich wirkt sich hierin eine Bestimmung der erneuerten Landesordnung für das Königreich Böhmen von 1627 aus. War nämlich bisher die Aufnahme eines Fremden in den Landesadel auch bei königlicher Fürbitte irgendwie an die Zustimmung des Land-

tages gebunden, so erhielt nun mit Artikel XX der König das Recht der Erteilung des Indigenates kraft eigener Machtvollkommenheit. Die Tatsache, dass dieser Punkt nicht vergessen wurde, beweist allein schon, dass man sich auf habsburgischer Seite des dadurch gebotenen Vorteils sehr wohl bewusst war. Nicht rechtlich verankert, aber dann gleichwohl in etlichen nachweisbaren Fällen eingetreten, ergaben sich analoge ungarisch-österreichische Verleihungen. So erhielten beispielsweise die Thurzo, Pethö, Forgács, Pálffy, Kollonitsch das Indigenat in Niederösterreich, einige Harrach, Lobkowitz, Ungnad von Sonneck das in Ungarn.

Genau vor 100 Jahren hat Ignaz Biedermann in seinem viel zu wenig beachteten Werk über die österreichische Gesamtstaatsidee, wenigstens in einer Anmerkung, die ersten Hinweise auf diesen Sachverhalt von historischer Seite gegeben. Von juristischer bestand längst eine weit ins 18. Jahrhundert zurückreichende aktuelle Fachliteratur, die aber eben nur vom juristischen Standpunkt argumentierte und die historische Bedeutung nicht sah. Der Gegenstand würde vielleicht einmal einer Untersuchung auf breiter Front wert sein. Es gab also in der Zeit rund um 1700 wirklich schon so etwas wie einen österreichischen Adel oder wenigstens Ansätze zu einem solchen. Dass dann nachher wieder im Zuge anderer Entwicklungen national differenziert wurde, hinderte nicht, dass die österreichisch-böhmisch-ungarische Aristokratie gewisse dauernde Eigenheiten in Mentalität und Umgangsformen bewahrte, durch die sie sich deutlich von anderen unterschied. Unter Maria Theresia wurden die letzten Folgerungen gezogen. Den Auftakt gab die im Jahre 1749 erfolgte Auf-

hebung der Böhmisches Hofkanzlei, worauf die Zentralisierung der Standesverleihungen beim Hof- und Staatskanzler dekretiert wurde. Am 29. November 1752 stellte man dann fest, dass diese Erteilungen fortan gleichmäßig für alle Erblande gelten sollen, und seit 1804 gab es auch dem Namen nach einen Gesamttadel des österreichischen Kaiserstaates.

Damit waren freilich nur innerhalb einer sozialen Schicht Österreicher, ohne Rücksicht auf ihre nationale Zugehörigkeit, rechtsbegrifflich in Erscheinung getreten. Das hatte insofern seine tiefe Bedeutung, als bis dahin doch der Adel ganz im Sinne der Montesquieuschen Doktrin von einer vermittelnden Funktion zwischen Krone und Welt der Hauptträger der intendierten Gesamtstaatsidee war oder wenigstens sein sollte. Ihm fehlten damals folgerichtig auch die führenden Dienstposten im Verwaltungsapparat. Und wenn überhaupt, so ist in seinen Kreisen zum ersten Male die Entstehung eines österreichischen Menschen wenigstens möglich gewesen. Aber wir haben hier nicht die Aufgabe, die gemeinsamen Züge des ungarischen Magnaten und des böhmischen Grundbesitzers und des vielschichtigen alpenländischen Aristokraten zu untersuchen, dessen typische Repräsentanten innerhalb des gesamtösterreichischen Menschentums von damals doch nur eine kleine Varietät bildeten. Wir haben weiter auszuschauen.

Kehren wir zu Wildgans zurück. Seiner Meinung nach ist – ich zitiere »der österreichische Mensch, seiner Sprache und ursprünglichen Abstammung nach, Deutscher«. Hier stocke ich schon, denn es liegt offenbar ein Versehen des Dichter-Juristen vor. Er hat in merkwürdiger Kurzsichtigkeit nur die Psychologie der deutschen Österreicher und ihr bereitwilliges

Eingehen auf die Sonderraten ihrer nichtdeutschen Mitbürger bemerkt, nicht aber die unbestreitbare Tatsache, dass diese ihrerseits im Umgang mit ihm das große Einanderkennenlernen erlebt haben. Der Tscheche und der Slowake, der Pole und der Ruthene, der Kroate und der Slowene und der Italiener und, allerdings im geringsten Maße, auch der Ungar. Vier Jahre vor Wildgans hat der Geograph Hugo Hassinger noch in seiner Baseler Zeit geschrieben: »Ihr beklagt aber unter den durch den Zusammenbruch der Donaumonarchie entstandenen Verlusten auch ideelle Werte und rechnet dazu vor allem den Verlust des wertvollen Kapitals an österreichischen Menschen.«

Sie sehen also, dass das Wort schon mindestens 1925 gefallen ist. Hassinger fuhr fort: »Darunter ist nicht schlechtweg der Österreicher zu verstehen, sondern ein Charaktertypus, in Jahrhunderten des Zusammenlebens der Donauvölker herangebildet.

Diese Zucht einführender, verstehender, schmiegsamer Kulturmenschen, entstanden im Vielvölkerstaate Österreich, ist der berufene und geschulte Vertreter mitteleuropäischer Vermittlungsarbeit gewesen. Diese konziliannten Menschen waren in nicht geringer Zahl unter den Staatsmännern, im Adel, in Offiziers- und Beamtenkreisen, in der Geistlichkeit, unter Künstlern, Gelehrten, Kaufleuten und auch in anderen Berufsständen, vorwiegend unter den deutschen, aber auch unter nichtdeutschen Österreichern vertreten. Sie waren es, die außer den geographischen Tatsachen, außer der Dynastie und der historischen Tradition den Kitt dieses Staates bildeten und die ihn durch die schwersten Krisen führten. Dieser Menschenart verdankte Österreich, aber auch Europa – und dieses wohl ohne es recht zu wissen – viel an ausgleichender

und vermittelnder Arbeit, verdankte der Westen viel von seiner ungestörten Entwicklung.«

Das alles ist durchaus richtig, und ich habe es darum fast im ganzen Wortlaut wiedergegeben. Wir aber wollen auch hier als Historiker verfahren und müssen uns sagen, eine österreichische Oberschicht konnte man wohl einigermaßen »züchten«, wie aber entstand ein österreichisches Volk, das wir eingangs als die unabdingliche Voraussetzung der Abstraktion »österreichischer Mensch« bezeichnet haben?

Es ist das Ergebnis einer Erziehung besonderer Art, deren Voraussetzung die Übertragung der Repräsentation des Staatsgedankens vom Adel auf die Beamtenchaft und dann auf die Armee gewesen ist. Diese Beamtenchaft als Instrument der Staatsallmacht konnte nicht vor dem Siege des Absolutismus zur Geltung kommen, der imstande war zu zentralisieren. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Etappen dieses Vorganges darzustellen. Doch will ich versuchen, eine bisher vielleicht nicht beachtete Abfolge gewisser Ereignisse im Zusammenhang zu bedenken geben.

Schon unter Maria Theresia ist man in Österreich auf die eigenartige Schrift eines Franzosen des Ancien régime aufmerksam geworden: »Essai d'éducation nationale, ou Plan d'études pour la jeunesse« von Louis-René de Caradeuc de la Chalotais, erschienen 1763 in Genf¹. Sie hat ein neues Erziehungsideal proklamiert: Nicht mehr die ritterlichen Tugenden des Mittelalters, nicht mehr den Hofmann, den Corteggiano der Renaissance, auch nicht den Gentleman des neue-

1 In der Druckfassung der Rede werden Autor und Titel des Werkes wohl irrtümlich als »Essay sur le garçon national« von Louis René de Garaduc de la Chaloute angegeben.

ren England, sondern einfach den Citoyen, den Staatsbürger. Bald nach der Aufhebung des Jesuitenordens hatte die Kaiserin, beraten von dem Piaristenpater Gratian Marx, eine Reform des der Gesellschaft Jesu abgenommenen Gymnasialwesens ausführen lassen. Und wenn man schon im Paragraph I dieses Entwurfes dem Worte »Nationalerziehung« begegnet, so kann die Herkunft nicht mehr rätselhaft sein. Das Wort könnte heute allerdings missverstanden werden. Man würdigt es nur richtig, wenn man sich das bekannte Diktum der Herrscherin vor Augen hält, »der Unterricht sei allzeit ein Politikum«. Nationalerziehung, so wie es Maria Theresia meinte, war also nichts anderes als die zum Österreicher mit ehrlicher Staatsgesinnung. Wer aber sollte diese Erziehung vermitteln? Fürs Erste hatte man ja nur die loyalen Piaristen zur Verfügung, bald allerdings auch jene josephinischen Weltkleriker, denen man gründlich beigebracht hatte, dass der Priester in erster Linie Patriot sein, dass er von der Weisheit und von der Güte der Staatsgesetze überzeugt und von der Liebe zum Landesherren beseelt sein müsse. Sie waren es, die bereits die nächste, die franziszeische Beamtengeneration herangezogen haben, und diese Beamten haben im guten wie oft im minder löblichen Sinne nun auch den »österreichischen Menschen« möglich gemacht, um nicht zu sagen hervorgebracht.

Ich will Ihnen wie mir selbst die ohnehin sehr verwickelte Frage nicht durch weitere Distinktionen verumständen, um etwa die ganze Generation österreichischen Beamtentums bis zum Wiener Kongress und von da bis zum Jahre 1848 und nach 1848 bis in die franzisko-josephinische Ära hinein darzustellen. Dazu reicht ja die Zeit nicht. Dass nämlich noch

Franz Joseph I. das Glück hatte, vom Ergebnis des großen Erziehungswerkes seiner Vorfahren zu profitieren, steht außer Zweifel, wenngleich sich um 1900 freilich schon gewisse Verfallserscheinungen zeigten. Es geht uns ja auch gar nicht um den österreichischen Beamten, sondern um jene Qualitäten, die man mit geschichtlicher Berechtigung dem also erzeugten österreichischen Menschentum injizieren darf. Und dieses erstreckte sich, wie wir bereits gesehen haben, keineswegs bloß auf Deutsche, mit einer bereits flüchtig angemerkten Ausnahme, Ungarn.

Und ehe ich nun auf den bezeichneten Hauptgegenstand selbst zu sprechen komme, möchte ich bitten, einen kleinen Exkurs einschalten zu dürfen zur Erklärung gerade dieses Phänomens, das oft Gegenstand herbster Kritik von österreichischer Seite gewesen ist, gesteigert bis zu dem nicht selten gehörten Vorwurf, die Ungarn seien unser Unglück gewesen. Ich möchte Ihnen damit zugleich zeigen, wie der Historiker sich solcher Probleme – ich hoffe wenigstens, es zeigen zu können – zu bemächtigen vermag, indem er versteht, was andere nicht ohne Weiteres verstehen, und wieviel er zur Bereinigung großer Missverständnisse unter Umständen beitragen kann und wo seine wirkliche und staatspolitisch fruchtbarste Daseinsberechtigung liegt. Mit einem Worte, zu zeigen, dass unsere Disziplin keineswegs das gerade noch tolerierte Anhängsel eines merklich verblassenden Bildungsideales ist, sondern wichtige Erkenntnisse zu erzielen vermag.

Wir alle kennen die eigenartige Lage nach der Rückeroberung Ungarns unter Leopold I. und seine Weigerung, dieses Reich nach den Grundsätzen der »verneuertem Landesordnung« zu behandeln, den Ungarn böhmische Hosen anzuziehen, so wie es ihm

geraten und empfohlen wurde. Im Grunde muss man den feinen Instinkt dieser alten Habsburger – ihre rationalistischen, lothringischen Nachfolger besaßen ihn nur in sehr geringem Maße – wirklich bewundern. Man hat ihre Nachsicht und Behutsamkeit gegenüber den Magnaten oft mit Verwunderung und dann mit Tadel bemerkt und sogar eine Angstkomponente zur Erklärung herangezogen. Diese mag in der Tat zuweilen vorhanden gewesen sein, aber im Grunde war es halt doch eine gewisse Scheu, eine Ahnung, dass man hier – in Ungarn – anders verfahren müsste, wenn die Maßgebenden auch kaum klare Gründe dafür hätten angeben können. Noch Maria Theresia hielt den Ungarn die von ihren Vorfahren gegebenen Zusicherungen. In ihr großes Reformwerk hat sie die Länder der Ungarischen Krone nicht einbezogen. Anders Josef II. Dieser typische Aufklärer, für den auch der Staat eine Maschine sein sollte und der seinen Schreibtisch in der Burg zu Wien am liebsten als ein Schaltbrett ansah, von dem aus das Getriebe gesteuert werden sollte, er wusste mit den individualisierenden Methoden seiner Mutter nichts anzufangen. Sie erschienen ihm einfach falsch, weil sie seiner Doktrin widersprachen, und also sündigte er dawider. Sehr wahrscheinlich konnte er das, was er anstrebte und was im gewissen Sinne auch wirklich ein Gebot der Stunde war, die Konzentration de facto auf anderem Wege erreichen. Allein, gehetzt von der Ungeduld, die jeden schweren Neurastheniker durchzittert, hat er den schlechteren Weg gewählt. Nicht umsonst hat Friedrich II. von Preußen von ihm gesagt, er tue stets den zweiten Schritt, ehe er den ersten getan habe, und also vergriff er sich im Ton und verdarb es sich und Österreich gründlich mit einer

Nation, die eben um des großösterreichischen Gedankens willen niemals so tief hätte erzürnt werden dürfen. Die Folgen sind bekannt: Die durch Leopold II. geschickt und mühsam gedämpfte Revolution von 1790, die nach Jahrzehnten stillen Glimmens und Grimmens unter der Asche des Metternischen Systems im Aufruhr von 1848 ausbrach. Nun aber die Frage: Waren diese Ungarn wirklich ein so obstinates, ein so unfügsames Volk, das in seinem Starrsinn nicht einmal die evidentesten Vorteile erkennen wollte, die ihm aus der Zugehörigkeit zum österreichischen Ganzen erwachsen? War es etwa die Antipathie eines wirtschaftlich lange Zeit zurückgebliebenen Agrarstaates gegenüber dem industriell höher entwickelten Westen und die Furcht, von ihm ausgebeutet zu werden? Schwerlich. Die Ursache musste wohl tiefer liegen. Den Schlüssel bietet, wie ich meine, die geniale Erkenntnis des 1940 verstorbenen, aus Pommern gebürtigen Verfassungshistorikers Otto Hintze. Er hat einmal, fast nur so en passant, auf die Tatsache hingewiesen, dass der Feudalismus in seiner echten und eigentlichen Ausprägung nur in denjenigen europäischen Staaten wirklich durchdrang, die dem karolingischen Imperium angehört hatten. Also in Frankreich, in Deutschland, in Böhmen, in den österreichischen Donau-Alpenländern und in gewissen Teilen Italiens, im Norden unter fränkischem und deutschem, im Süden hauptsächlich unter französischem Einfluss. Überall anders, in England, Skandinavien, Polen, Ungarn – er nannte sie die europäischen Randstaaten –, kam es wohl zeitweilig zu Annäherungen in der Form, nicht aber im Wesen. In diesen Staaten blieb das Adelsgut mehr oder weniger allodial, es fehlte der Gedanke des königlichen

Obereigentums, der Standesgedanke überwog, die örtliche Selbstverwaltung in Grafschaften, Komitaten usw., ganz besonders aber der Hang zum Parlamentarismus bezeichnet die politische Eigenart dieser Völker. Diese von Hintze im Übrigen in ihren weiteren historischen Folgen nicht näher untersuchte Tatsache erklärt nun, glaube ich, die furchtbare Tragik des österreichisch-ungarischen Missverständnisses. Es bestand eben eine fundamentale Andersartigkeit der sozialen Struktur und des politischen Denkens, demgemäß eine durch keinerlei Dialektik überbrückbare gegenseitige Verständnislosigkeit. Zwei völlig fremde Welten stießen da aneinander. Die alten Habsburger haben es wenigstens gefühlt, die Lothringer bemerkten es nicht. Es hat bis in die höchsten Kreise immer einzelne Ungarn gegeben, die trotz dieser immanenten Diversität gleichwohl loyal und Österreich keineswegs feindlich gesinnt waren. Aber das war eben eine Minderzahl. Und das, was wir uns gemeinhin als den »österreichischen Menschen« vorzustellen haben, das gab es in diesem Reiche wohl am seltensten.

Was war es aber, das den österreichischen Menschen kennzeichnete? Wie sah dieses Produkt der österreichischen Nationalerziehung in Wirklichkeit aus? Wir werden versuchen, seine Haupteigenschaften einmal beim Namen zu nennen, müssen uns aber von Haus aus klarmachen, dass es unmöglich durchaus einheitliche und durchaus günstige Eigenschaften sein konnten und dass wir zu jeder auch mit einem Gegenbild rechnen müssen. Ehe ich damit beginne, möchte ich noch eine ganz kleine Bemerkung allgemeiner Art einstreuen. Als man Napoleon einmal aufmerksam machte, dass sich in einem Ressort Leute von allzu

heterogener Wesensart befänden, sodass Reibereien zu befürchten seien, da antwortete er ebenso klug wie richtig: »Wenn sie miteinander arbeiten müssen, dann werden sie sich schon vertragen.« Und dies gilt wohl auch für Österreich.

Die gemeinsame Arbeit in Verwaltung und Armee hat das Entscheidende beigetragen zur gegenseitigen menschlichen Annäherung, zur Erforderung gewisser Eigenschaften und Umgangsformen, die man von Podwolotschiska bis Bregenz und von Bregenz bis in die Bucht von Cattaro erwarten durfte. Ohne diesen Hinweis auf die erziehliche Funktion gleichgerichteten Schaffens würde das ganze Phänomen als solches unerklärlich sein.

Rekonstruieren wir – soweit es möglich ist – das Weltbild des hypothetischen oder destillierten Begriffes »österreichischer Mensch«. Sehen wir ab von den verhältnismäßig geringen andersgläubigen Gruppen, die aber keineswegs grundsätzlich von der Teilnahme an diesem Begriff auszuschließen sind, hing der »österreichische Mensch« in der Mehrzahl dem katholischen Christentum josephinischer Prägung an, insofern es ja auch Staatsreligion war. Die Dynastie hat auf ihre Sonderrechte gegenüber der Kirche lange nicht verzichtet, nichtsdestoweniger wurde aber streng – auch beim Militär – auf öffentliche Devotion gesehen, und die Fronleichnamsprozession in Wien gehörte noch bis zum Ende des alten Reiches zu den glanzvollsten Manifestationen öffentlicher Frömmigkeit, die auch auf andersdenkende Ausländer, wie mir oft versichert wurde, ihren Eindruck nicht verfehlte.

Nur durch eines zeichnete sich die Haltung der Machthabenden nicht nur gegenüber der Kirche und der Religion, sondern auch in anderer Beziehung aus.

UNIV.-PROF. DR. ALPHONS LHOTSKY, auch Alfons Lhotsky, geb. 8. Mai 1903 in Wien, gest. 21. Juni 1968 in Wien, war ein österreichischer Historiker.

Der Sohn einer österreichischen Offiziersfamilie verbrachte die Jugendjahre in Wien und Tirol. Im Juli 1921 legte er die Reifeprüfung am Gymnasium Wien XVI ab. Von 1923 bis 1925 absolvierte er gemeinsam mit Heimito von Doderer und Rudolf Pühringer den 34. Kurs des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Besonders geprägt wurde er von Oswald Redlich, durch er sich dem Spätmittelalter zu wandte. Er wurde promoviert über das Würzburger Formularbuch aus dem 13. Jahrhundert. Von 1927 bis 1937 war er zunächst als Volontär und dann als Vertragsangestellter an der österreichischen Bundeslichtbildstelle tätig. Parallel dazu forschte er abends am Institut für Österreichische Geschichtsforschung. Die daraus resultierenden Studien wie *Ikonographie der Landesfürsten von Österreich im Mittelalter* oder die Untersuchung über die erzählenden Geschichtsquellen Italiens von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts und andere blieben jedoch ungedruckt.

Im Jahr 1938 wurde er Haushistoriker und Archivar des Kunsthistorischen Museums Wien. Seit 1940 begann Lhotsky sich intensiv mit Thomas Ebendorfer zu beschäftigen. Zu Ebendorfer veröffentlichte er zahlreiche Einzelstudien. 1957 folgte eine Biografie Ebendorfers und 1967 die kritische Edition seiner *Österreichischen Chronik* (*Chronica Austriae*). Von 1941 bis 1945 erschien Lhotskys dreibändige Geschichte der Kunstsammlungen des Hauses Österreichs.

1945 erfolgte mit dem Privilegium Maius seine Habilitation an der Universität Wien. Ein Jahr später wurde er außerordentlicher Professor für österreichische Geschichte. 1946 wurde Lhotsky korrespondierendes und vier Jahre später wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Ab 1951 hatte er an der Universität Wien eine Professur für österreichische Geschichte inne. Das Hauptwerk von Dietrich von Nieheim *Viridarium imperatorum et regum Romanorum*

wurde von Lhotsky und Karl Pivec ediert. Es erschien 1956 in den Staatsschriften der Monumenta Germaniae Historica. Von 1960 bis 1968 war er Leiter des Instituts für Österreichkunde. 1963 veröffentlichte die *Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs*. Diese Darstellung wurde ein Standardwerk. 1965 verfasste er zum sechshundertjährigen Jubiläum der Universität Wien mit der Geschichte der Wiener Artistenfakultät im Mittelalter (1365–1497) die Festgabe.

Zur Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres wurde ihm das Ehrenkreuz I. Klasse für Wissenschaft und Kunst verliehen. 1965 erhielt er den Wilhelm-Hartel-Preis. Im Jahr 1972 wurde in Wien Floridsdorf (21. Bezirk) die *Lhotskygasse* nach ihm benannt.

HELMUTH GRÖSSING, geb. 1940 in Leoben/Steiermark, Dr. phil., MAS; Univ.-Professor i. R. für Geschichte der Neuzeit an der Universität Wien, Arbeitsschwerpunkte: Wissenschafts- und Kulturgeschichte sowie politische Geschichte vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Mitglied des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.

Von 2002 bis 2008 Direktor des Instituts »Österreichisches Biographisches Lexikon und Biographische Dokumentation« der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1992 Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte.

Grössing ist auch literarisch tätig.

DR. CHRISTIAN HANTSCHK, geboren 1943 in Wien, Studien der Geschichte und Kunstgeschichte in Wien, Salzburg und Kiel: Arbeiten am Institut für Österreichkunde in Wien, bei „Austria-Klappzaun-Elemente“ in Vöcklabruck, im Verlag Ferdinand Hirt in Kiel, in einem Pharmaziekonzern in Wien und zuletzt im Technischen Museum für Industrie und Gewerbe in Wien. Verheiratet, zwei Kinder, lebt in Wien.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien